



p i n g

digitale denkbewegungen

<https://andreas-louis-seyerlein.net>

versionen : deutsches literatur archiv marbach

e-mail : particles@andreas-louis-seyerlein.de

skype : andreaslouis

Andreas Louis Seyerlein

Ein Frühling. Ein Sommer.

Ein Herbst. In Vaterstetten

Rede : 23. März 2019

Aktionstag ALTER(N)

VHS Vaterstetten

Sehr geehrte Damen und Herren, ich will Ihnen eine sehr persönliche, auch fragende Geschichte erzählen! Die Geschichte handelt von meiner Mutter, die am 26. Dezember des vergangenen Jahres, umsorgt von ihren Kindern, von Freundinnen und Freunden, insbesondere auch von vertraut gewordenen Menschen eines Pflorgeteams, gestorben ist. Meine Mutter lebte, von einer kurzen Unterbrechung abgesehen, sie begleitete damals meinen Vater an das

Kernforschungszentrum Cern nach Genf, 53 Jahre lang in Vaterstetten, zuletzt auf einer Pflegestation im Seniorenpark an der Fasanenstraße.

Erlauben Sie mir bitte, dass ich zunächst einige Monate in der Zeit zurückgehe. An einem Sonntag im Mai des Jahres 2017 saß ich mit meiner Mutter am späten Nachmittag im Garten unseres Hauses. Die alte Dame beobachtete aufmerksam einen Dokumentarfilm der jungen Filmemacherin Anna Dittges über die Dichterin Hilde Domin, den ich ihr auf meinem iPad vorspielte. Es war wunderbar zu sehen, wie sie sich über die Wörter, über die Stimme der uralten Dichterin freute, auch wie sie den unsicheren Gang Hilde Domins bemerkte. Ich muss mehr üben, sagte Mutter. Also gingen wir los noch an demselben warmen Abend. Für Mutter war es nicht leicht gewesen, ihren neuen Rollator zu akzeptieren. Dennoch spazierten wir mit Rollator in Richtung der Apfelbaumallee, die Ihnen vielleicht bekannt sein wird, bis hin zu einer Bank, auf der meine Mutter mit ihrem geliebten Mann noch vor Jahren gesessen hatte. Damals schob sie seinen Rollstuhl neben ihm her. Der Rollstuhl war zu Sicherheit dabei, wenn das Ehepaar Abend für Abend einen Trainingsspaziergang unternahm. Der Spaziergang sollte stets bis zu dieser einen Bank hin führen, dann wäre alles gut, das Ziel erreicht. Das war nämlich so gewesen, dass mein

Vater nach einem Schlaganfall das Gehen zunächst wieder lernen musste.

Ein sehr schöner Abend.

Am Rande der Wiesen, auf welchen sich der Mais schon vorsichtig zeigte, blühten Mohn und auch Kornblumen, die meine Mutter liebte, seit sie während des Krieges als Mädchen aus der bombardierten Stadt München nach Niederbayern evakuiert worden war. Auch Schwalben waren unterwegs gewesen. Ich erinnere mich noch gut, die kleinen, flinken Vögel rasten dicht über die Felder hin. Da und dort waren in jenem Sommer bereits Baugruben zu sehen gewesen, man erzählte, Wohnungen für junge Familien sollten entstehen und das *Haus der alten Menschen*, wie ich persönlich seit meiner Studienzeit das Seniorenheim an der Fasanenstraße nenne, um einen Neubau erweitert werden. In diesem Haus der alten Menschen hatte sich Mutter vor Jahren bereits angemeldet: Zur Sicherheit, sagte sie, nur zur Sicherheit. Meine Mutter war eine engagierte Bürgerin der Gemeinde Vaterstetten gewesen, Mitglied der Nachbarschaftshilfe für Jahrzehnte. Sie hatte sehr viele Freunde und vier Kinder, sie stand, obwohl ihr Gang nach dem Tod unseres Vaters unsicher geworden war, noch fest im Leben. Sie hoffte, in ihrem Haus uralt werden zu dürfen, einen Treppenlift hatten

wir schon eingebaut, und die alte Dame ging zum Sport, zur Gymnastik und machte Krafttraining für Senioren. Auch las sie die Süddeutsche Zeitung jeden Morgen, obwohl sie ihr viel zu umfangreich geworden war. Man müsste, sagte Mutter einmal, dünnere Zeitungen für Senioren drucken, also fertigte sie Morgen für Morgen ihre eigene, etwas dünnere Ausgabe der Süddeutschen Zeitung. Neben ihrem Bett stapelten sich Bücher: Thomas Mann, Doris Lessing, Karl Valentin. Und abends immer wieder in die Philharmonie und das Literaturhaus nach München.

Als ich an jenem Abend meine Mutter in der Dämmerung heimwärts begleitete, indem ich sie betrachtete, ihr zuhörte, dachte ich immer wieder, wie zerbrechlich wir Menschen doch erscheinen, wenn wir alt werden. Meine Mutter war nahezu durchsichtig geworden und sie war klein und ich, ihr Kind spürte ihre Verletzlichkeit. Es war der letzte Spaziergang der alten Dame auf eigenen Beinen an der Seite ihres Sohnes.

Meine Mutter stürzte an einem Mittwochabend in ihrem Wohnzimmer, vermutlich kurz nachdem ihre Tochter noch mit ihr telefoniert hatte. Ihren Notrufknopf hatte sie tragischerweise bereits abgelegt, er lag im ersten Stock ihres Hauses auf ihrem Bett,

vermutlich war sie noch einmal kurz zum Kühlschrank gegangen. Am darauf folgenden Tag entdeckte eine Nachbarin meine Mutter schwerverletzt und bewusstlos. Sie war auf den Hinterkopf gefallen, zehn Tage lang schlief sie im Klinikum der Universität München einen sehr tiefen Schlaf. Als sie dann endlich erwachte, waren wir Kinder glücklich gewesen, weil sie leise sprechen konnte, weil sie uns wiederkannte, weil sie uns beim Namen nannte, obwohl Ärzte uns auf ein mögliches großes Schweigen vorbereitet hatten.

Es war ein heißer Sommer gewesen. Im Juli und im August versuchte Mutter, mit professioneller Hilfe, ihre Arme wieder zu bewegen, ihre Hände zu steuern, das Schlucken wieder zu erlernen, auch das Sitzen und das Wünschen und Hoffen: *Vielleicht einmal wieder stehen können und einen Schritt wagen, zurückkehren ins geliebte Haus.* Aber sie war doch zu schwer getroffen. Ihre Kräfte reichten nicht aus. Nimm mir bitte nicht die Hoffnung, sagte sie einmal.

Sehr geehrte Damen und Herren, was ist zu tun in einer schwierigen Lage wie dieser? Vielleicht haben Sie eine ähnliche Situation bereits selbst erlebt? All diese seltsamen Fragen. Wie ist eine Patientenverfügung zu interpretieren? Sind wir in der Lage, die Pflege unserer Mutter im Haus der Familie

aus eigener Kraft zu organisieren? Wochen intensiver Suche nach Lösungen folgten. Aufgrund der schweren Kopfverletzungen meiner Mutter, die ihre Bewegungsfähigkeit auf ein Minimum begrenzten, rieten Ärztinnen und Ärzte davon ab, eine Lösung zu Hause zu versuchen: Sie werden das nicht schaffen! Glücklicherweise fanden wir, kurz bevor unsere Mutter das Rehabilitationszentrum, in dem sie betreut worden war, verlassen musste, ein Bett für Zwischenpflege in genau jenem Haus der alten Menschen an der Fasanenstraße, das ich bereits erwähnte. Es war September geworden. In all dem Unglück dieser Monate waren wir voller Hoffnung, froh und zuversichtlich und zugleich ängstlich. Wir wussten nicht, was unsere Mutter, was uns erwarten würde, ob wir einen wirklich guten Ort für unsere Mutter gefunden haben würden. Ich will Ihnen zu diesem Zeitpunkt bereits sagen: Wir haben im Grunde einen guten Ort gefunden.

Das erste Bild, das ich in Verbindung mit einer Station im Haus der alten Menschen erinnere, zeigt meine Mutter, wie sie in einen Morgenmantel gehüllt auf einem Stuhl sitzt. Sie scheint unendlich müde zu sein, aber sie lächelt. Da ist ihr schlohweißes Haar wie ein Wölkchen auf dem Kopf. Ein älterer Herr und eine fröhliche junge Frau halten meine Mutter behutsam unter ihren Armen fest, damit sie nicht zur Seite sinkt.

Beide sind sie in die Knie gegangen, sodass mich drei Menschen anlächelten. Die Schwester sagte: Schauen Sie, Paula, da ist Ihr Sohn Andreas. Meine Mutter flüsterte: Ich weiss, dass das mein Sohn Andreas ist. Noch einmal lächelte sie, dann wurde ihr Blick ernst, und sie schloß noch im Sitzen ihre Augen.

In den ersten Wochen im Haus der alten Menschen lebend schlief meine Mutter tief und fest. Sie öffnete, wenn sie von pflegenden Menschen umgelagert wurde, nur kurz die Augen. Ich hörte, sie soll den Menschen, die stündlich nach ihr schauten, nach einigen Wochen, wie aus dem Nichts heraus, eine gute Nacht gewünscht haben. Von diesen Worten abgesehen wurde meine Mutter zunächst nahezu stumm. Es war Herbst geworden. Während die alte Dame schlief, holten wir aus unserem nahen Haus, Fotografien und eine Lampe und Bilder, die sie liebte, für den Fall, dass sie vielleicht wieder wach werden würde, bewusst teilnehmen könnte am Leben. In dieser ersten Zeit, da wir nicht wussten, wie lange unsere Mutter noch leben würde, koordinierten wir Kinder unsere Besuche in Vaterstetten. Wir hatten den Wunsch, dass täglich eines der Kinder anwesend sein sollte, damit sie nicht einsam sei. Und Freunde und Freundinnen kamen und lernten wie wir, dass es nicht leicht ist mit oder zu einer Schlafenden zu sprechen, es ist wie ein Geschenk von Worten, von

Nähe, ein Geschenk, von dem nicht gewiss ist, ob es angenommen werden kann.

Wenn ich nun heute aus dieser großen zeitlichen Entfernung heraus, meine Mutter lebt nicht mehr, zurückblicke, habe ich einen Wunsch. Ich möchte den pflegenden Menschen der Station auch im Namen meiner Geschwister unseren tief empfundenen Dank ausdrücken. Wir konnten an jedem der schweren Tage ohne Furcht nach Hause gehen. Wir wussten unsere zerbrechliche Mutter in guten, sorgenden Händen, wir konnten schlafen und Kraft schöpfen, um bald, am nächsten Tag, sofort wieder zurückzukehren in eine Welt, die ich persönlich mit fragenden und sehr wachen Augen zu betrachten begann, eine filigrane Welt voll menschlicher Schicksale, eine verletzte Welt, die bedingungslosen Schutzes bedarf.

Ich erinnere mich an eine alte Dame, sie war bald einhundert Jahre alt, die die langen Flure der Station in ihrem Rollstuhl auf und ab fuhr, in dem sie sich mit ihren erstaunlich kraftvollen Armen an den Handläufen der Stationen entlang zog. Unermüdlich war sie unterwegs gewesen. Sie mochte, wenn man ihre Hand nahm und sie ein wenig mit sich zog. Einmal sagte ich zu ihr, wenn Sie so weiterfahren, werden Sie bald einmal bis nach Argentinien gekommen sein. Sie antwortete: Viel weiter!

An einem Tisch saß eine weitere alte Dame vor einem Telefon. Sie hielt den Hörer des musealen Apparates mit einer Wählscheibe in der Hand und telefonierte, obwohl das Gerät nicht mit der Wand verbunden gewesen war. Was wird sie gehört haben?

Und da waren geöffnete Türen und da schaute ich im Vorbeigehen hinein in die Zimmer. Ich beobachtete einen alten Mann, der vor seinem Rollstuhl kniete, und etwas suchte, und eine alte Dame mit langem Haar, die lag wie ein Mädchen mit weit von sich gestreckten Armen und Beinen im Bett wie in einer Sommerwiese. Einmal beobachtete ich ein anderes Bett, in dessen Kissentiefe ein kleiner Mensch ruhen musste. Nur Hände waren von ihm zu sehen, die sich bewegten, die Schatten warfen, die spielten oder mit der Luft sprachen Stunde um Stunde, Tag für Tag, Jahr vermutlich um Jahr. In manche der Zimmer konnte ich nicht hineinsehen, ich begegnete den Menschen, die in diesen Zimmern lagen, nicht ein einziges Mal, weil sie dort in ihren Betten lagen und schliefen wie meine Mutter, oder auch wach gewesen waren, wer könnte schon behaupten zu wissen, was sie hörten oder sahen und fühlten.

Es war sehr viel Leben auf dieser Station von morgens bis abends, während meine Mutter schlief. Da waren

Menschen, die auf den Fluren spazierten und sich manchmal verirrt, Versammlungen um Tische zum Frühstück, zur Mittags- und Abendzeit. An Sonntagen bewegte sich von Helferinnen und Helfern geführt eine Karawane alter Menschen zu Fuß oder in Rollstühlen aus der Station hinüber ins Haupthaus zum Gottesdienst einer fröhlichen Ordensschwester, die sehr anspruchsvolle, berührende Predigten sprach, Trost spendete, an Verstorbene erinnerte, jede und jeden der alten Menschen mit ihren Namen ansprach, für zahlreiche der alten Menschen Höhepunkt der Woche. Viele Persönlichkeiten im Haus der alten Menschen, daran will ich in diesem Augenblick erinnern, waren und sind sehr einsam, eine schmerzliche Wahrnehmung.

Einmal in dieser Zeit, da meine Mutter schlief, notierte ich an ihrem Bett sitzend eine Liste jener Arbeiten, die pflegende Menschen in meiner Beobachtung Tag für Tag verrichteten. Ich hatte keine Ahnung bis dahin, wie kompliziert und anspruchsvoll ihr Wirken ist, jeder Fehler könnte von enormer Tragweite sein. Ich will Ihnen an dieser Stelle einen kurzen Auszug vortragen: Schwestern und Pfleger, was sie tun: Waschen. Lagern. Trösten. Zuhören. Notarzt holen. Wunden verbinden. Windeln wechseln. Spritzen aufziehen. Medikamente verteilen. Essen ausgeben. Insulin spritzen. Blutwerte messen. Zähne

heraus nehmen. Zähne und Münder pflegen. Fiebermessen. Geschichten anhören. Verwirrte zurückführen in ihre Zimmer. Telefonieren mit Ärzten. Patienten lagern. Singen und Mitsingen. Zimmer lüften. Patienten ankleiden. Bewohner entkleiden. Bewohner füttern. Bewohner auf Toilette helfen. Sterbende begleiten. Streicheln. Flüstern. Matratzen auslegen gegen Stürze aus dem Bett. Einreiben. Gewicht messen. Duschen. Baden. Wiegen. Das unentwegte sich immer wieder wiederholende Gespräch mit den alten Menschen, die rufen: Hallo, ist da jemand, hallo!

Meine Mutter schlief.

Als der November nahte, wachte Mutter wieder auf. Sie begann zu sprechen und sie bewegte ihre Hände, die sich vom langen Liegen und aufgrund ihrer Verletzungen verkrampft hatten. Sie wollte aus dem Bett heraus, und so saß sie bald in ihrem Rollstuhl, nur je für eine kurze Zeit, um ihren Kreislauf zu schonen. Mutter kam langsam zu Kräften. Ihr Hausarzt organisierte Logopädie und Physiotherapie, so lernte sie vorsichtig zu schlucken. Viel trinken, sagte meine Mutter, wenn man alt ist, muss man viel trinken. Ich sehe noch ihre vertrauten, vor Anstrengung zitternden Hände, wie sie trainierten. Nach einigen Wochen vermochte meine Mutter, einen

Trinkbecher von eigener Hand an ihren Mund zu führen, das war für sie ein Fortschritt wie in etwa für die Menschheit die Landung Neil Armstrongs auf dem Mond. Die feine Musik, Mendelssohn, Vivaldi, Bach, die sie in der Zeit ihres langen Schlafes hörte, wollte sie weiter hören. Und sie wünschte, obwohl sie künstlich ernährt wurde, dass wir ihr Suppen kochten, damit sie wieder etwas schmeckte, etwas Vertrautes. Und sie wünschte, dass wir ihr vorlesen, wenn auch nicht lang. Sobald sie im Rollstuhl sitzen konnte, nie länger als zwei Stunden am Tag, betrachtete sie Fotografien, wir hatten hunderte Fotografien mitgebracht, hunderte möglicher Geschichten, die sie nun erzählte, und ihre Stimme wurde in diesem Erzählen fester, sie wurde tatsächlich hörbar. Dieses Glück jener Wochen einerseits, und jenes ungeheure Leid andererseits, als Mutter lernen musste, dass sie nie wieder gehen würde auf eigenen Beinen. Wie viele Wochen, meist klaglos, muss sie mit sich gerungen haben, ehe sie ihren Wunsch, aus dem Rollstuhl aufzustehen, aufgab.

In jenem Winter einmal fuhr ich abends vor der Zeit der Bettruhe mit Mutter über die Station. Wie die alte Dame ihre Mitmenschen begrüßte mit ihren Händen, die sie wieder, wenngleich sehr unsicher, bewegen konnte, ein berührender Anblick. Und ihre Freude, wenn sie Schwestern und Pflegern begegnete. Ich

hatte an diesem Abend das Gefühl, meine Mutter habe ihre Station im Haus der alten Menschen als ihr neues Zuhause angenommen, als einen Ort, der Sicherheit bedeutete und Wärme.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich will ergänzen, dass ich mich an jenen Abend deshalb besonders gut erinnere, weil ich zu diesem Zeitpunkt persönlich zum ersten Mal von Plänen des Eigentümers hörte, das Haus der alten Menschen grundsätzlich zu sanieren. Zimmer, Flure, sanitäre Einrichtungen sollten erweitert und modernisiert, das Dach über den Stationen des Haupt- und des Nebenhauses abgerissen, kurz darauf dort je ein weiteres Stockwerk aufgesetzt werden, Stockwerke mit Dutzenden Wohnungen für zukünftige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, ein Vorhaben, das wir Kinder und viele Freundinnen und Freunde unserer Mutter begrüßten, wie überhaupt die Erweiterung des alten Seniorenheimes um einen modernen Neubau. Es wurde erzählt, Bauarbeiten würden beginnen, sobald die alten Menschen in das neue Haus, das bis dahin fertiggestellt sein sollte, umgesiedelt sein würden. Ja, genau so wurde berichtet, da und dort und immer wieder. Ich erinnere mich, wie ich damals sorgenvoll fragte, wie das möglich sein würde so viele alte Menschen in eine unbekannte Umgebung zu evakuieren? Aber dann hatte ich keinen Zweifel, dass

es gelingen würde, es musste gelingen und es konnte gelingen, ich hatte Vertrauen in die Menschen, die das Haus im Hintergrund leiteten, auch in den Eigentümer des Seniorenparks, wenngleich ich manchmal dachte: Sie muten ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sehr viel zu, es scheinen viel zu wenige Schwestern und Pfleger auf den Stationen zu arbeiten, da müsste man etwas tun. Hoffentlich, dachte ich, wird ihre Leistung gewürdigt.

Kurzum: Die Umbauarbeiten, zunächst über dem Haupthaus des Seniorenwohnparks, begannen nicht nach Fertigstellung des Neubaus, wie angekündigt, sie wurden bereits im Frühjahr aufgenommen. Die alten Menschen, von den Bauarbeiten unmittelbar betroffen, waren nicht umgesiedelt worden. Wohin auch hätte man sie zu diesem Zeitpunkt in Sicherheit bringen können? Es waren sehr viele Menschen betroffen gewesen, der Erweiterungsbau längst nicht fertiggestellt. Auf meinem täglichen Weg zur Station meiner Mutter, die sich in einem Seitenhaus des Seniorenheimes befand, beobachtete ich, wie über dem Haupthaus Kräne errichtet wurden, wie man das Dach des Hauses der alten Menschen abdeckte, wie erste Abbrucharbeiten an Giebeln vorgenommen wurden. Noch heute, ich hatte damals den Lärm der schweren Werkzeuge zur Straße hin gehört, kann ich mir nicht vollständig erklären, weshalb ich persönlich

an dieser Baustelle vorüberging, ohne mir sofort in die Tiefe hinein Fragen zustellen, was dort konkret geschieht mit den alten Menschen und den sie Pflegenden, welche Auswirkungen die Bauarbeiten für das Leben auf den Stationen haben würden.

Meine Mutter und all die weiteren alten Menschen auf ihrer Station im Nebenhaus ahnten nichts. In jenem Frühjahr musste meine Mutter zweimal ins Krankenhaus. Ihre Rückkehr war je wie ein Heimkehren. Eine vertraut gewordene Umgebung, Menschen, die sie kannte, insbesondere jene Menschen, die sie pflegten, die stets bei ihr waren, stündlich bei Tag und bei Nacht. In dieser Zeit erzählte meine Mutter mit kräftiger gewordener Stimme, laut und deutlich. Einmal saß ich an ihrem Bett, ich fragte sie, ob ich ihre Stimme mit meinem iPad aufnehmen dürfe. Ich dachte mir, es ist in diesem Erzählen von ihrem Leben als kleines Mädchen in München vielleicht bereits ein Abschied nehmen enthalten.

Im Mai des Jahres 2018 dann verstummte meine Mutter. Die Umbauarbeiten an den Gebäuden, in welchen sich die Station meiner Mutter und eine weitere Station befanden, hatten begonnen. Anstatt die Stimme meiner Mutter aufzunehmen, verzeichnete mein iPad nun Filme eines verzweifelten kleinen

Menschen, Filme meiner Mutter, die in einem Pflegebett direkt unter einer enormen Baustelle wohnte. Ich habe, vermutlich in meiner eigenen Verzweiflung zur Dokumentation in den folgenden entsetzlichen Monaten hunderte dieser Film- und Tonaufnahmen angefertigt. Ich werde in aller Kürze versuchen, Ihnen die Gründe der Verzweiflung meiner Mutter, die Verzweiflung meiner Geschwister, meine persönliche Verzweiflung und auch die Verzweiflung zahlreicher pflegender Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Station zu erklären.

Es war so gewesen, dass es an einem Ort, der dem Schutz und der Pflege alter, hilfebedürftiger Menschen verpflichtet ist, keinen Ausweg gab, dem Lärm einer enormen Baustelle zu entkommen, weder für die alten, noch für die sie pflegenden Menschen. Die Stationen verwandelten sich in kürzester Zeit in einen Ort extremer körperlicher wie seelischer Belastung. Teile des Stationsgebäudes, in dem meine Mutter lebte, wurden unter dem Einsatz schwerer Werkzeuge wie Schlagbohrer und Presslufthämmer entkernt, Wände wurden eingerissen und Balkone. Die dröhnenden Geräusche der Maschinen gingen durch Mark und Bein. Indessen wurde unmittelbar über den Zimmern der teilweise bettlägerigen, auch sterbenden Menschen, nach und nach das Dachgeschoss entfernt. Wiederum kam für Wochen

schwerstes Gerät zum Einsatz. Die Bauarbeiten im Beisein der alten Menschen dauerten von Mai bis Anfang November. Teilweise wurde auch an Samstagen gearbeitet. An Sonntagen ruhten die Maschinen. In dieser Zeit drangen immer wieder Wasser und Staub in die Stationen. In Zimmern und auf den Fluren waren Eimer aufgestellt, um eindringenden Regen aufzufangen. Die größte Last für die dort ausharrenden, schutzlosen alten und die sie pflegenden Menschen war jedoch meiner Ansicht der infernalische Lärm, der zeitweise stundenlang durch die Stationen tobte, weitergetragen von Wänden und Leitungen, gab es keinen Ort der Ruhe.

Sehr geehrte Damen und Herren, ich habe diese Art und Weise mit Menschen zu verfahren, als Verletzung menschlicher Würde erlebt.

Ich erinnere mich an Gespräche in der Familie, die sich mit den Erzählungen der alten und der sie pflegenden Menschen synchronisierten. Wir müssen mithelfen, die alten Menschen zu schützen. Wir müssen geduldig sein, wenn wir uns öffentlich beschwerten, könnte das Heim geschlossen werden. Die pflegenden Menschen erzählten, sie dachten, dass sie doch bei den alten Menschen bleiben müssten, sie

dürften sie nicht im Stich lassen! Wir haben, sagten sie, das alles hier doch über Jahre aufgebaut, die Seele des Heimes ist gewachsen, unsere Kultur.

Stellen Sie sich bitte einen kleinen Tisch vor, der in einer Nische neben einem Aufzug steht, ein Ort ohne Fenster. Dort, nachdem sie ihr eigentliches Wohnzimmer an eine Baustelle verloren hatten, saßen jene alten Menschen, die ihr Bett noch verlassen konnten, nun monatelang, um zu essen, auch um zu spielen, wenn ihre Betreuerinnen zur Freizeitgestaltung kamen. Es war traurig anzusehen, diese Enge, der permanente Lärm, der sich nicht selten auch in vereinbarte Ruhezeiten hinein fortsetzte. Als ich mit meiner Mutter, die im Rollstuhl saß, einmal vor dem Aufzug wartete, sagte eine alte Dame von fröhlichem Gemüt: Herr Seyerlein, wir sind stark! Aber wenn der Lärm aufhören wird, werden wir alle nicht mehr da sein.

In dieser Zeit, glücklicherweise war ein wunderbarer Sommer geworden, fuhren wir Kinder unsere Mutter im Rollstuhl ins Freie, so oft es möglich gewesen war. Wir versuchten sie zu beschützen, obwohl das lange Sitzen im Rollstuhl die alte Dame sehr ermüdete. Die Mitbewohnerinnen und Mitbewohner meiner Mutter indessen blieben weitgehend in den Zimmern und Fluren im Lärm zurück. Mitte Juni, erschöpft von

Sorgen und dem vollständigen Verlust des Vertrauens in den Eigentümer des Heimes, wandten wir uns an die Heimaufsicht. Die zuständige Heimaufsicht für stationäre Einrichtungen älterer Menschen im Landratsamt Ebersberg reagierte schnell, eine Vertreterin erschien zwei Tage später vor Ort, um sich ein Bild von der Lage zu machen. Eine Verlegung unserer Mutter wurde vorgeschlagen, aber eine Verlegung konnten wir uns nicht vorstellen. Wir ahnten zu diesem Zeitpunkt, dass unsere Mutter nicht mehr lange leben würde, es war uns nicht möglich, sie in dieser Situation von den sie pflegenden, vertrauten Menschen zu trennen. Demzufolge stimmten wir einem Konzept entlastender Maßnahmen für die Bewohnerinnen und Bewohner der Stationen zu. Der Festsaal des Heimes, der von den Baumaßnahmen nicht unmittelbar betroffen war, sollte für eine stundenweise Evakuierung geöffnet werden, Pflegebetten in den Saal gestellt für bettlägerige Menschen, Tische für alle weiteren Menschen, um zu essen. Schwierige Wochen folgten. Das Konzept der Entlastung wurde nur sehr sparsam, in Ansätzen verwirklicht, es war nicht ausreichend Personal vorhanden, um ein tatsächlich wirkungsvolles Konzept mit Leben zu füllen, der Festsaal kam nicht zum Einsatz, aber Räume unter den Stationen, in welchen dicht gedrängt alte Menschen mit ihren Pflegerinnen und Betreuerinnen saßen und Spiele

spielten, es war auch hier laut und bedrückend gewesen, indessen lagen jene unsichtbaren, schwerkranken, auch sterbenden Menschen, die ihre Betten nicht verlassen konnten, weiter völlig ungeschützt im unmittelbaren Lärm einer Baustelle.

Was bedeutete dieser Lärm für die alten Menschen, die unruhig waren, verwirrt, die immer wieder aufs Neue erlernen mussten, woher dieser Lärm kam, Menschen, die vermutlich noch den Krieg erlebten, Bombennächte?

Ich verbinde diese Zeit des Sommers mit einer Erfahrung von Ohnmacht und tiefer Traurigkeit. Immer wieder fragte ich mich, warum nur konnte der Eigentümer des Heimes mit der Sanierung und Erweiterung seiner bestehenden Gebäude nicht einige Monate warten wie vereinbart, zunächst das schöne neue Haus fertigstellen, die alten Menschen sanft dorthin übersiedeln, dann die Umbauarbeiten mit aller Kraft beginnen?

Kurz vor der Eröffnung des Heimneubaus erhielten wir auf Anfrage schriftlich von einer neu eingesetzten geschäftsführenden Heimleitung den Bescheid, jene Menschen der Station, auf welcher unsere Mutter lebte, würden nicht in das neue Haus überführt. Vielmehr sollten die alten Menschen und die sie

pflegenden Mitarbeiterinnen, einem für uns geheimen Konzept folgend, weitere 11 lange Monate auf einer Baustelle leben. Daraufhin informierten wir erneut die zuständige Heimaufsicht in Ebersberg und wendeten uns an die Presse. Die Süddeutsche Zeitung berichtete gut recherchiert kurz nach der feierlichen Eröffnung des neuen Gebäudes. In zwei Beiträgen kamen auch Sprecherinnen und der Eigentümer des Heimes selbst zu Wort. Man erzählte, die alten Menschen würden entlastet worden sein, indem man sie zu Ausflügen in eine Eisdiele lud. Die Angestellten des Hauses sollten drei zusätzliche Urlaubstage erhalten. Eine Sprecherin des Eigentümers formulierte zu meinem Entsetzen, man würde die alten Menschen ab sofort, ich zitiere, *noch schonender behandeln*.

Es war Herbst geworden. Am 6. November, dem letzten Geburtstag meiner Mutter, wurden, vermutlich Grund des öffentlichen Drucks auf den Eigentümer des Hauses, die Menschen der betroffenen Stationen in den Neubau überführt. Eine kleine Karawane von Rollstühlen war zu beobachten, es regnete. Eine Pflegeschwester sagte: Heute werden wir endlich evakuiert, es ist an der Zeit. Meine Mutter lebte noch sechs Wochen. Sie lebte, nach einem äußerst belastenden Sommer, in einem schönen Zimmer des Neubaus, es war ruhig. Ihre Kinder, ihre Freundinnen, ihr vertrautes Pflorgeteam waren ihr nah.

Als sie starb, war ich persönlich bei ihr gewesen, ein friedvoller Moment.

Es bleiben nun in dieser Zeit der Trauer viele Fragen. Vielleicht wird man der Ansicht sein, nun, da die schwierigste Zeit für die alten Menschen und die sie Pflegenden vorüber zu sein scheint, sollte man schweigen. Ich persönlich kann diese Ansicht nicht teilen. Noch immer unvergessen und unvergesslich bleibt der Moment, da ich in der Süddeutschen Zeitung las, der Eigentümer des Hauses habe sein Handeln damit begründet, für ein schrittweises Vorgehen, nämlich zunächst die Fertigstellung des Neubaus abzuwarten, habe ihm das Personal gefehlt. Ich zitiere aus der Süddeutschen Zeitung: „Da haben wir lieber eine kurzfristige Belastung“. Ich frage mich: Wie kann ein Mensch, dem der Schutz, die Pflege, das Wohl zahlreicher alter Menschen anvertraut sind, in dieser Weise entscheiden? Mit welchem Recht darf er über die Dauer extremer Belastung schutzbedürftiger Menschen entscheiden? Wie kann man von einer kurzfristigen Belastung sprechen, die wir aus nächster Nähe über Monate hin als einen Albtraum erlebten?

Einmal kam ich auf der Straße mit einem jungen Bauleiter ins Gespräch. Es war ein Tag entsetzlichsten Lärms auf der Station gewesen. Ich fragte ihn, ob er denn wisse, was sich unter seiner Baustelle befinde. Er

sagte: Nein, nicht genau. Ich antwortete: Da liegen alte Menschen in ihren Betten. Waren Sie einmal auf der Station gewesen? Er antwortete: Nein, ich war nie dort gewesen. Ich fragte, ob er denn bereit sei, mit mir zu kommen, um meine Mutter zu besuchen. Da antwortete er scheu: Nein, lieber nicht, und flüchtete in sein Büro.

Ist es denkbar, dass der junge Bauleiter an dem Narrativ seiner eigenen Wirklichkeit festhalten wollte, um seine Arbeit noch tun zu können? Warum wollte er sich mit der Wirklichkeit der alten Menschen, die unter ihm im Lärm existierten, nicht konfrontieren? Hätte er seiner eigenen Mutter zugemutet, was meiner Mutter zugemutet wurde? Diese Frage würde ich auch sehr gerne an den Eigentümer und Verantwortlichen des Heimes richten? Ist es statthaft, wenngleich gesetzlich zu diesem Zeitpunkt dem Anschein nach möglich, derart rabiatisch mit alten Bürgerinnen und Bürgern unserer Gesellschaft zu verfahren? Welche Gesetze müssten präzise reformiert werden, um Ereignisse wie in Vaterstetten erlebt, zukünftig zu verhindern? Warum nur wurde ein gutes, für die Gemeinschaft wesentliches Engagement eines privaten Investors derart von ihm selbst beschädigt?

Und weshalb, frage ich, wurde mit uns Angehörigen nur bruchstückhaft und teilweise irreführend kommuniziert? Ist es vielleicht deshalb gewesen, weil die Leitung des Hauses wissen musste, dass wir widersprechen, dass wir unsere Mutter schützen würden? Wir wurden vor vollendete Tatsachen gestellt, wie auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Hauses der alten Menschen. In den Monaten extremer Belastung beobachtete ich, wie das Misstrauen unter den pflegenden Menschen wuchs. Ein Klima von Angst war zu verzeichnen gewesen. Und ich gestehe, ich selbst habe mich nach und nach vor den verantwortlich handelnden Menschen zu fürchten begonnen. Wie nur können Menschen, die nicht länger in der Lage sind, ihr Bett verlassen zu können, die Unsichtbaren, wie ich sie zu diesem Zeitpunkt nennen möchte, derart aus dem Blick geraten? Es ist, als wären sie schon nicht mehr unter uns, obwohl ihre Herzen noch schlagen, und wir nicht wissen, nicht behaupten dürfen, was sie fühlen und träumen, hören und denken?

Wäre es nicht sinnvoll, unter Gemeinderäten Menschen zu bestimmen, die regelmäßige Verbindung halten zu den vielfach einsamen Menschen in den Seniorenheimen ihrer Gemeinde, eine Nabelschnur, eine lebende, fragende Telefonleitung: Ist mit Ihnen alles in Ordnung, geht es Euch gut?

Sollten nicht Konzepte für Sanierungsarbeiten, die das Wohl der alten Menschen nicht nur berücksichtigen, sondern bedingungslos in das Zentrum stellen, Voraussetzung für jede Baugenehmigung sein?

Ich wünsche nun den Bewohnerinnen und Bewohnern, den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des Hauses der alten Menschen an der Fasanenstraße alles Gute. Und ich wünsche mir von Herzen, dass die Konzepte gemeinsamen Lebens in Wohngruppen, wie sie für das Haus am Spatzweg 1 erdacht worden sind, tatsächlich Wirklichkeit werden.

Sehr geehrte Damen und Herren, gestatten Sie, dass ich deutlich sage: Es bleibt uns keine Alternative, wir müssen uns um alternde Menschen kümmern, um unsere Angehörigen, um unsere Freunde, für sie da sein und sie beschützen, insbesondere Partei für sie ergreifen, wenn ihnen Gewalt angetan wird, wenn Ihre Würde verletzt wird.

Ich danke Ihnen!



Andreas Louis Seyerlein, geb. 1960 in München. Lebt und arbeitet als Autor in Frankfurt am Main, unterwegs und auf Bäumen. Nähere Angaben zu Leben und Arbeit: <https://andreas-louis-seyerlein.net>